



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rettung aus Lebensgefahr

des Messias gezählt zu werden. Als Joachim einmal opfern wollte, wurde er zurückgewiesen. Männer ohne Kindersegen seien nicht würdig zu opfern. Tief betrübt zog sich Joachim in die Einöde zurück, um Gott sein Leid zu klagen. Da flehte Anna mit großer Inbrunst zu Gott und machte das Gelübde: „Wenn du, o Herr, die Schmach der Unfruchtbarkeit von mir nimmst und mir ein Kindlein schenkst, so soll es Deinem Dienste geweiht sein.“ Und Gott erhörte ihr Gebet. Ein Engel erschien ihr und sprach: „Anna, der Herr hat dein Gebet erhört. Du wirst empfangen und ein Kind gebären, und die Frucht deines Schoßes wird auf der ganzen Welt gepriesen werden!“ So geschah es. Anna schenkte ihrem Gatten eine Tochter und nannte sie Maria.

Mutter der Gottesgebärerin zu sein, das ist der größte Ruhmestitel der hl. Anna. Von Gott hat sie ihr Kind mit heißen Tränen erfleht, für Gott allein hat sie es erzogen. Darum brachte sie auch freudig das Opfer der Trennung, als Maria noch ein zartes Mägdlein war, und weihte sie als Tempeljungfrau dem Dienste Jahwes, des Allerhöchsten. Hätten wir mehr Mütter, wie St. Anna war, die für Gott ihre Kinder großziehen, dann hätten wir auch mehr Kinder, wie Maria war, der Ruhm und Stolz ihrer Eltern.

„Trügerisch ist Anmut und eitel die Schönheit; eine Frau, die den Herrn fürchtet, soll gepriesen werden.“ (Spr. 31,30.)

Von Pater Victor Cohnen, R. M. M.

Rettung aus Lebensgefahr

Man spricht in der Natur von kritischen Tagen; mag richtig sein, aber sicher ist, daß auch im menschlichen Leben es Tage gibt, die man füglich als solche bezeichnen kann, Tage des Unangenehmen, Tage der Gefahren, die nicht so leicht dem Gedächtnis entschwinden.

Anfangs November 1925 erhielt ich den Auftrag, mich am 16. desselben Monats zu einer Wahl in Mariannahill einzufinden. Indessen, am Tage vorher, den 15., mußte ich in St. Bernhard pastorieren, was mir insofern angenehm war, als ich hoffen konnte an genanntem Reisetage mich von dieser Station nach Mid Illovo begeben zu können um von dort aus den Zug nach Pinetown zu benutzen. Doch diese Berechnung schlug fehl, da kurz vor meiner Ankunft in St. Bernard am Samstag der Wagen versagte weil ein Rad gebrochen war. Also Mid Illovo zu erreichen war unmöglich und ganz besonders noch deshalb nicht, wenn der Weg dorthin an mehreren Stellen ausgewaschen war und darum mit Pferdewagen nicht befahren werden konnte. Es blieb mir also nichts übrig, als am Sonntag Nachmittag mit Hilfe eines alten Wägelchens mich nach meinem Einsiedeln zu begeben, um von

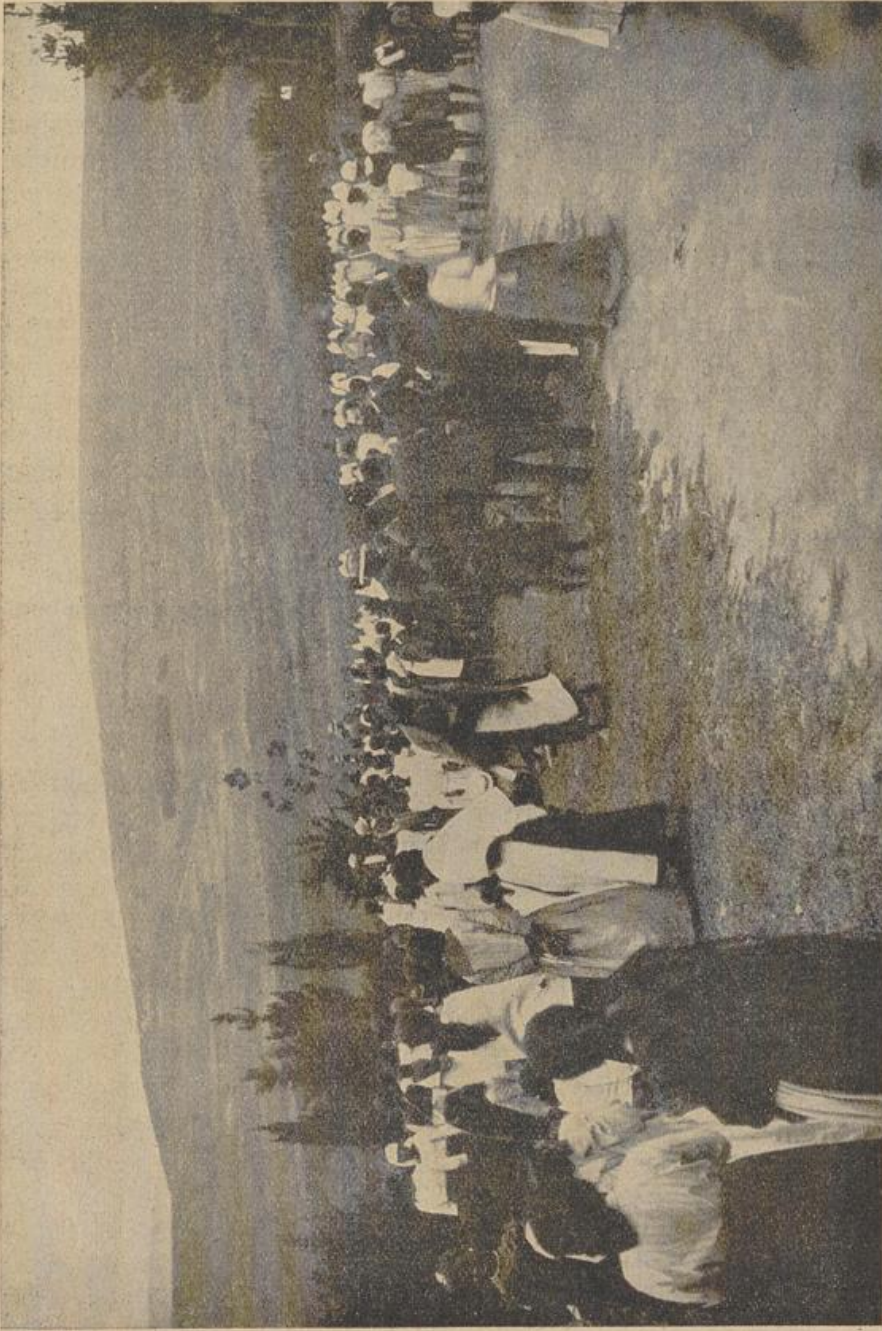
hier aus nach Richmond zu kommen. Ich hatte den Heimweg etwa halb zurückgelegt da zieht ein schweres Gewitter auf, insgedessen wird das Pferd scheu und wild, schlägt um sich und setzt nach rechts in ein nasses Feld. O Verderben, 4 Meter von mir entfernt ist ein jäher Abgrund — wenn es da hineingeht, dann bin ich verloren. Doch das Tier scheint trotz seiner Wildheit dies auch bemerkt zu haben; denn es macht wiederum eine Wendung nach rechts. Dadurch bricht die Deichsel des Wagens, dieser fällt mit mir rückwärts und auf mich und versetzt mir mit einer Kante einen Stoß auf die Brust, so heftig, daß ich ohnmächtig wurde. Als ich mich erhob empfand ich reißenden inneren Schmerz und Atemungsbeschwerden. Der gebrochene Wagen und meine für die Reise bestimmten aber jetzt beschmutzten und teilweise zerrissenen Kleider mußte ich ruhig an Ort und Stelle belassen und der Sorge anderer anheimstellen. Für mich blieb nichts übrig, als mich zu Fuß nach Hause zu schleppen. Das Fatale hierbei war, daß ich durch den Fall auf den nassen Feldeboden ganz, von oben bis unten, das Aussehen eines Ziegelbäckergesellen in Dienst erlangt hatte und sich hier nirgendwo Gelegenheit fand auch nur annähernd eine Verbesserung dieses Zustandes herbeizuführen. Doch nach einiger Zeit versagte mein Körper und ich war gezwungen, in einer nahen Farm Hilfe zu suchen. Zwar kam es mir schwer an, in dieser zweifelhaften Aufmachung das Haus des reichen Herrn zu betreten und dies am Sonntag und mit Besuch dortselbst. Aber Not bricht Eisen. Man kann sich das allgemeine Erstaunen denken, als man meiner ansichtig wurde. Glücklicherweise kannte man mich und sogleich war man besorgt um mich und erwies mir alle Aufmerksamkeit. Nachdem ich notdürftig Gesicht und Hände gewaschen, wurde mir warmer Tee gereicht, der mich wieder leistungsfähig machte, so daß ich meinen Weg wieder fortsetzen konnte. Doch davon wollte der Sohn des Hauses nichts wissen und brachte mich per Auto eine gute Strecke weiter, so daß ich bis zu meinem Heim nur noch etwas über einen Kilometer zurückzulegen hatte. Zu Hause angekommen galt es zuerst, den ganzen äußeren Menschen in seinen gewöhnlichen Zustand zurückzuführen.

Nun entstand für mich die Frage, wie ich nach Richmond kommen sollte. Man tröstete mich mit der Gewißheit, daß am folgenden Morgen ein benachbarter Farmer Milch zur Bahn bringe und ich dann mit dessen Wagen die Bahnstation zeitig erreichen könne. Doch als ich zu bestimmter Zeit bei dem Nachbarn eintraf und meine Bitte vortrug, als dann die Dame des Hauses ihre Antwort mit den Worten einleitete: „Father, I regret inhinitely“, da wußte ich Bescheid, und als sie dann weiterflötete: „Der Wagen ist so mit Milchkannen bepackt, daß er Sie leider nicht aufnehmen kann“; was war da zu machen? Nichts war zu machen, ich mußte ein Laufbillet nehmen und suchen, Richmond zu Fuß zu erreichen. Zwar kam es mir mit meinen 71 Jahren schwer

an, Schmerz und Müdigkeit übermannten mich zuweilen, doch ich durfte nicht an solches denken. Noch zwei Kilometer war ich von meinem Bestimmungsort entfernt, da begegnete mir eine arme, alte Frau; man sah ihr die Not an, sie bat mich um ein Stück Brot, um ihren Hunger zu stillen; ich gab ihr einen halben Schilling mit der Weisung, sich in Richmond dafür etwas zu kaufen aber auch für mich ein Ave Maria zu beten, damit ich den Eisenbahnzug erreiche. Kaum hatte ich der Armen das Geld in die Hand gedrückt so hörte ich Summen; ein Automobil kam in der Ferne in Sicht; als es bei mir angekommen wurde ich in freundlicher Weise eingeladen, mitzufahren, und so langte ich zehn Minuten vor Abgang meines Zuges beim Stationsgebäude an. Das waren zwei Reisen mit Hindernissen, doch es hätte sich schlimmer gestalten können, und oft während der Fahrt habe ich gedacht und gesagt: „Gott und meinem Engel sei Dank!“

Wir sind vier Monate später. Am 11. März 1926 war ich wieder auf dem Wege nach St. Bernard. Die Witterung war herrlich, und so stand es ohne Zweifel, daß ich glücklich herüberkommen würde. Doch „mit des Geschickes Mächten“ ist nicht zu spassen, auf sie ist kein Verlassen, Denn ich war etwa nur noch sechs Kilometer von genanntem Platz entfernt, da, rechter Hand sehe ich, wie sich große, rabenschwarze Wolken aufstürmen. Mit furchterregender Geschwindigkeit kommen sie näher und in einigen Augenblicken hat heulender Sturm sie uns zugepeitscht; um uns ist fast dunkle Nacht. Es ist schwerer Nebel, der da saust; doch Gott bewahre uns vor einem Gewitter in demselben, denn hier sind Nebelgewitter, wie in Europa die Schneegewitter, schlimmer und gefährlicher als die anderen. Doch kaum hatte ich so gedacht, da sieht man den Blitz, da hört man den Donner. Um nicht die Gefahr, in der ich schwebte, zu vergrößern, stieg ich ab vom Wagen und trabte hintendrein. Kaum war ich unten, da plötzlich nicht weit von uns zur Linken ein grell leuchtender Blitz. Die Zugtiere springen erschreckt zur Seite; doch eben war dies geschehen, so stürzte rechts, nur etwa drei Meter von uns, eine Feuergarbe hernieder, die mich wohl blendete doch nicht traf, sondern in einen hölzernen Pfahl hineinfuhr. Ist es nicht bewundernswert zu nennen, daß dieser elektrische Schlag an den stark anziehenden Eisen teilen des Wagens vorübergeht und in einen schlechten Leiter einschlägt? Zwar kam ich durchnäßt und fröstelnd an meinem Bestimmungsorte an; doch was lag daran? Das Leben war gerettet. Gott und meinem Engel sei Dank!

Am 16. Dezember v. J. herrschte hierselbst außergewöhnlich große Hitze, so daß, wie mir später ein befreundeter Engländer mitteilte, an diesem Tage nicht weit von hier sechs Personen an Sonnenstich erlagen. Auf solch heiße Temperatur folgte abends ein schweres Gewitter. Mich Gottes Schutz empfehlend, legte ich mich früh zur Ruhe nieder. Da, gegen 9 Uhr — alles, was jetzt kommt, geschah in einem Augenblick —



Nach dem Gottesdienst in Lochane

ein greller Blitz, so stark, als stehe meine Behausung in hellen Flammen, ein betäubender Donnerschlag verbunden mit Erschütterung wie bei Erdbeben und Zusammenpressung der Luft in meinem Zimmer derart, daß ich die Empfindung hatte, als würde ich mit einem glühenden Eisen auf den Kopf geschlagen, was mir für kurze Zeit die Besinnung raubte. Wieder zu mir gekommen stand ich auf; denn an Schlafen war nicht mehr zu denken. Ich geriet in einen apathischen Zustand, verbunden mit heftigen Kopfschmerzen wie bei einem von starker Neuralgie geplagten Manne, einem Zustand, der nicht nur die Nacht, sondern weitere sechs Tage andauerte und mich zu allem unfähig machte, sowie auch nachher, wenngleich für kürzere Zeit wiederkehrte. Da ich fürchtete, daß dieses Vorkommnis auch fernerhin und zwar in noch verhängnisvollerer Form zutrefte, so brachte ich frühzeitig die hiesigen Urkunden in Sicherheit und überließ mich und alles andere dem Schutze Gottes. Mein Leben war noch einmal gerettet. Drum immer und immer wieder: Gott Dank und meinem hl. Engel!

(Wir wünschen dem 71jährigen tapfern Missionar einen geruhsamen Lebensabend. Hoffentlich können ihm bald junge Kräfte tüchtig unter die Arme greifen. D. R.)

Von P. Hoche

Die Familie als Kraftquelle

Unter all den vielen Erziehern des Menschen nimmt die Familie un=streitig den ersten Rang ein. Das kleine Kind ist ganz und gar in ihre Obhut gegeben; bis es zur Schule geht, wächst es oft völlig im Kreise der Familie auf. Sorgsam wachen manche Eltern darüber, daß es vor fremden Menschen und Einflüssen behütet werde, damit sie es ganz nach ihrem eignen Herzen bilden können. Häufig wird das auch ge=lingen. Wenn auch schon in den frühesten Jahren die besonderen Eigen=heiten des kleinen Menschen zum Durchbruch kommen, wenn es selbst in der ersten Zeit der Kindheit nicht an Kämpfen, oft heftiger Art, zwischen Eltern und Kindern mangelt, soviel ist doch sicher, daß das Kind dem Vater= und Mutterherzen nie nähersteht als in der frühesten Jugend. Da bildet sich bereits der kleine Mensch, da setzen sich bereits die ersten Ringe der späteren Persönlichkeit an. Es ist nicht nur daran zu denken, wie unter der mütterlichen Leitung das Kind in sorgfältige Leibespflege genommen wird, wie man alles fernhält, was irgendwie schaden könnte, sondern es empfängt auch die ersten geistigen und see=lischen Eindrücke. Die Wohnstube mit ihren vielen Dingen, das Vater=haus, vielleicht ein Gärtchen dabei, wirken tagtäglich in gleicher, blei=bender Weise ein und schaffen eine Menge von erlebten Vorstellungen.